## Der Erbonkel.

Humoreske von J. Cassirer.

1.

„Du alter Dummkopf! Ich weiß schon, was Du willst. Ich hab' mir das denken können. Noch nie ist etwas dabei herausgekommen. Wenn wir das ganze Geld hätten, das Du ausgegeben hast, um „Dein Glück zu versuchen", würde ein hübsches Sümmchen zusammenkommen, und jetzt willst Du es doch noch mal probiren! Glaube es mir, wir gewinnen ja doch nichts, und jeder Pfennig Geld wäre hinausgeworfen. Für Leute, die Geld haben und damit spielen wollen, ist die Lotterie recht gut, aber nicht für uns, denn wir haben kein übriges Geld. Bei dieser Gelegenheit muß ich Dich leider einmal wieder belästigen und um etwas Geld bitten. Ich habe nämlich verschiedene Rechnungen zu bezahlen, achtzig Mark werden mir jedoch genügen."

„Stehe wie immer mit Vergnügen zu Diensten, hier hast Du das Geld. O, da ist ja inzwischen auch die zweite Post gekommen. Nur zwei Briefe, und beide für Dich. Der Eine sieht ja so aus, als ob wieder eine Rechnung drin wäre, und der andere scheint von Deinem Onkel in Amerika zu sein. Jetzt muß ich aber fort. Aber Jenny, was ist Dir denn? Es ist doch hoffentlich mit dem Onkel nichts passirt?"

„Ach, lieber Reinhold, es ist zu schrecklich! Lies nur selber!"

Herr Betzdorf nahm den Brief und las ihn. Der Onkel seiner Frau Herr Tutzing schrieb, daß er sein ganzes Vermögen verloren hätte. Nur soviel habe er aus dem Schiffbruche noch retten können, daß ihm für Zeit seines Lebens eine kleine Rente bliebe. Um nochmals von Neuem anzufangen, sei er zu alt, und er danke Gott, daß er nicht verheirathet sei. Indessen ohne Beschäftigung und ohne jeglichen Freund — denn die Ratten hätten schon längst das sinkende Schiff verlassen —, fühle er sich zu einsam. Wenn daher Jenny, oder ihre ältere Schwester Mathilde, ihn gegen Zahlung von wöchentlich zwanzig Mark — mehr könne er nicht geben —, bei sich aufnehmen wollten, so würde er mit Freuden nach Deutschland zurückkommen, um hier seine Tage zu beenden. Er habe auch in diesem Sinne an ihre Schwester geschrieben und erwarte nun von ihnen beiden die Antwort ab.

Herr und Frau Betzdorf sahen sich ein paar Augenblicke schweigend an, dann rief sie aus:

„Der arme Onkel! Es muß schrecklich für ihn sein, nachdem er vorher in so guten Verhältnissen war! Und wie großmüthig er sich immer uns gegenüber gezeigt hat! Ich weiß nicht, was wir ohne ihn angefangen hätten. Er muß sich wohl auf eine schlechte Spekulation eingelassen haben. Nimm Du Dich nur in Acht, Reinhold."

„Gewiß, gern, ich werd' mich schon in Acht nehmen. Aber nun auf Deinen Onkel zurück zu kommen, was meinst Du? Ich würde es ganz gern sehen, wenn er zu uns käme. Und wenn es ja leider wahr ist, daß wir selbst nicht viel übrig haben, so werden wir es doch schon einrichten können, daß er sich bei uns recht gemüthlich fühlt, und seine zwanzig Mark die Woche wollen wir erst gar nicht nehmen, denkst Du nicht auch so?"

„Du bist ein Engel, lieber Reinhold! Ein großer, lieber —"

„Halt! Nicht zu rasch!" unterbrach er sie, „bevor Du ihm antwortest, mußt Du Dich erst mit Mathilde besprechen. Sie ist die Aeltere, vielleicht will sie haben, daß er zu ihnen kommen soll."

Beide mußten zu lachen anfangen, doch sagten sie nicht, warum sie lachten. Sie wußte aber recht gut, warum, denn sie kannten Mathilde.

Herr Betzdorf begab sich in sein Bureau. Er war ein junger Rechtsanwalt, dessen Praxis noch nicht sehr bedeutend war. Um sein Einkommen zu erhöhen, war er auch schriftstellerisch thätig, doch brachte ihm diese Thätigkeit nicht viel ein.

Mathilde war mit einem Herrn Moormann, einem reichen Kaufmann, verheirathet und lebte in einem Vorort. Die Moormann's führten ein großes Haus und legten auf Aeußerlichkeiten großen Werth, so entfaltete auch Frau Moormann in ihrer Toilette einen übertriebenen Luxus.

Noch am Nachmittage desselben Tages fuhr Frau Moormann bei ihrer Schwester vor und erklärte ihr, daß es ganz unmöglich sei, daß Herr Tutzing bei ihr sein Heim aufschlage. Sie persönlich hätte das ja sehr gern gewünscht, aber es ginge beim besten Willen nicht, und dann folgte eine ganze Reihe von Gründen, die zu erfinden sie den ganzen Vormittag gebraucht hatte. Frau Betzdorf erkannte deren Berechtigung sofort an und nachdem ihre Schwester sich entfernt hatte, schrieb sie einen recht herzlichen Brief an ihren Onkel, in dem sie ihm mittheilte, daß sie und ihr Gatte seinem baldigen Eintreffen mit größtem Vergnügen entgegen sehen.

Kurze Zeit darauf kam er auch. Herr Tutzing war ein gebrochener Mann, dem man es ansehen konnte, daß er sich von seinen schweren Schicksalsschlägen wohl kaum jemals wieder würde erholen können. Herr und Frau Betzdorf thaten alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zu trösten und aufzuheitern, und er war dafür auch in rührender Weise dankbar, aber selten nahmen seine Züge einen freundlicheren Ausdruck an. Trotz ihres Sträubens bestand er darauf, daß er ihnen wöchentlich seine zwanzig Mark zahlte, es wäre das so wie so wenig genug für die viele Mühe, die er ihnen mache, sagte er.

Bald kamen aber seltsame Dinge vor. Frau Betzdorf spielte sehr gut Klavier, sie besaß aber kein Instrument, denn ein gutes zu kaufen, erlaubten ihre Mittel nicht, und ein schlechtes mochte sie nicht haben. Zu ihrer namenlosen Ueberraschung wurde eines schönen Tages ein prachtvolles großes Piano bei ihr abgegeben. Die Leute, die es brachten, erklärten, sie sollten es an Frau Betzdorf abliefern, vermochten aber nicht zu sagen, wer der Absender sei. Auf eine persönliche Anfrage bei den Fabrikanten erhielt Herr Betzdorf den Bescheid, daß es ihnen verboten sei, den Namen des Käufers zu nennen, daß aber Frau Betzdorf es nur ruhig in Benutzung nehmen möge, denn es sei ein Geschenk von einem „Verwandten".

Noch zerbrach sie sich den Kopf darüber, wer wohl der geheimnißvolle Geber sein möge, als ein paar Tage später ein Möbelwagen vor ihrer Wohnung vorfuhr. Auf demselben befand sich eine prachtvolle Plüsch-Garnitur, die sie vor wenigen Tagen in einem Schaufenster der Hauptstraße so sehr bewundert hatte. Außerdem waren noch sechs werthvolle Oelgemälde dabei. Jeder Gegenstand war sorgfältig verpackt, und an ihnen befand sich ein Etiquett mit der gedruckten Aufschrift: „An Frau Betzdorf. Mit dem besten Wunsche eines Verwandten". Frau Betzdorf wußte sich vor Verwunderung nicht zu fassen und sie drang in ihren Mann, ihr doch zu sagen, was das bedeuten solle. Er aber zuckte nur mit den Achseln und erwiderte:

„Ich verstehe mich recht schlecht auf Geheimnisse. Was meinen Sie, Onkel Tutzing?"

Herr Tutzing wußte aber auch weiter nichts zu sagen, als über das unverhoffte Glück seine Freude auszudrücken, und nach wie vor zahlte er wöchentlich seine zwanzig Mark.

2.

Vierzehn Tage später erreichte die Spannung im Betzdorf'schen Hause ihren Höhepunkt. Eine mit zwei Braunen bespannte elegante Equipage hielt vor der Thür und ein Diener überbrachte einen an Frau Betzdorf adressirten Brief. In dem Briefe stand: Frau Betzdorf möge Pferde und Wagen als ihr Eigenthum betrachten, und als Bestreitung für die Unterhaltungskosten auf das erste Jahr erlaube sich ein „Verwandter" fünftausend Mark in Banknoten beizu schließen.

Vor freudigem Schreck war sie wie gelähmt, und noch war sie nicht zu Bewußtsein ihrer selbst gekommen, als zu ganz ungewohnter Stunde ihr Gatte aus seinem Bureau erschien: auch er befand sich in größter Aufregung, und als er seiner Gattin ansichtig wurde, drückte er ihr ein Telegramm in die Hand:

„Sieh mal, Schatz, was ich in meinem Bureau vorgefunden habe."

Und sie las: „Sie haben bei der Handelsbank ein Guthaben von zweihunderttausend Mark". „Ach," rief sie aus, „ist denn das möglich?"

„Selbstverständlich bin ich sofort auf der Bank gewesen, um mich zu erkundigen. Die Geschichte ist in Ordnung, die Herren durften mir aber nicht sagen, wer das Geld eingezahlt hat. Ich bin daher rasch zu Dir gelaufen, um Dir von unserem Glücke Mittheilung zu machen."

Sie erzählte ihm dann von dem Wagen und den Pferden, und sie hatten so Vieles zu besprechen, daß ihnen der Tag im Fluge verging. Herr Tutzing saß mit freudig erregtem Gesicht da und schien an ihrem Glück innigen Antheil zu nehmen. Bevor er sich auf sein Zimmer zurückzog, legte er, wie an jedem Sonnabend, zwanzig Mark auf den Tisch für Wohnung und Verpflegung.

Das erste Mal benutzte Frau Betzdorf ihre Equipage, um ihre Schwester zu besuchen. Auf das Genaueste erzählte sie ihr all' die märchenhaften Wunder, die sich bei ihr im Laufe der letzten Wochen zugetragen hätten. Mit immer wachsendem Interesse hörte ihre Schwester zu und in ihrem Gesicht ging eine auffallende Veränderung vor. Sie hatte eine Idee. Sie behielt sie aber für sich; auch dann noch, als sie ihrer Freude in überschwenglichen Worten Ausdruck gab und ihre „liebe, kleine, glückliche Jenny" zum Abschiede recht herzlich küßte.

Ungeduldig wartete sie dann auf die Nachhausekunft ihres Gatten, dem sie alles erzählte. Ihre Neuigkeiten brachten diesen ganz außer Fassung.

„Ein ganz gemeiner, schmutziger Streich ist das," rief er aus. „Du hach recht, Mathilde. Er ist ebenso wenig ruinirt wie ich es bin. Wir haben da eine schöne Dummheit gemacht. Aber morgen früh mußt Du ihn gleich besuchen. Ich würde Dich ja sehr gern begleiten, halte es aber für richtiger, wenn ich nicht mitkomme; Du kannst dann alle Schuld mir zuschreiben. Sage, was Du willst und thue, was Du willst. Sieh' aber um Himmelswillen, daß er zu uns übersiedelt."

Tags darauf klagte Herr Betzdorf über Kopfschmerzen und ging nicht in sein Bureau.

Es war kaum elf, als Frau Moormann sich anmelden ließ, und Betzdorf hatte Mühe, sein Lachen zu unterdrücken. Herr Tutzing las gerade die Zeitung und er legte sie sofort weg, um seine Nichte zu begrüßen; sie schüttelte ihm herzlich die Hand und wandte sich erst dann den Anderen zu. Ihren Sessel rückte sie dicht an den ihres Onkels heran und ganz ausschließlich unterhielt sie sich mit ihm. Herr Betzdorf bat sie daher, sie möge ihn und seine Frau auf ein paar Minuten entschuldigen, und gab seiner Frau einen Wink, ihm aus dem Zimmer zu folgen.

Kaum draußen angelangt, benahm er sich auf eine höchst merkwürdige Art. Er warf sich auf einen Fauteuil, hielt sich das Taschentuch vor den Mund und wälzte sich vor Lachen.

„Aber Reinhold!" rief sie aus. „Was ist Dir denn, was —?"

„Aengstige Dir nur nicht, Schatz, ich bin durchaus nicht verrückt geworden, die Geschichte war aber zu lustig. Ich habe das alles so eingerichtet, damit sich Mathilde etwas mehr für unseren lieben, guten Onkel interessirt. Weswegen, glaubst Du wohl, ist sie heute zu uns gekommen?"

„Das weiß ich nicht; mir schien es so, als wenn ihr Besuch Onkel gelte."

„Ja, und sie drang auch in ihn, zu ihnen überzusiedeln. Und sie wird ihn noch öfters besuchen und weiter in ihn dringen, zu ihr zu kommen. Kannst Du Dir wohl denken warum?"

„Der arme Onkel hat aber doch weiter nichts als seine Rente."

„Der Ansicht ist sie nicht. Sie hat zwei und zwei zusammengereimt und in ihm den „Verwandten" entdeckt, der sich als armer Mann verkleidet hat, um die Liebe seiner Nichten auf die Probe zu stellen."

„Ach, daran habe ich nie gedacht! Wir müssen sofort zu ihm und ihm für seine kostbaren Geschenke danken. Aber bester Reinhold, was ist denn dabei Lächerliches, daß Onkel trotz alledem noch reich ist?"

„Gerade das ist es. Mathilde glaubt, er ist reich, und wir müssen sie bei dem Glauben belassen. Er ist es aber nicht."

„Wer aber sonst?"

„Nur ein lieber, alter Dummkopf, der den schlechten Geschmack besitzt, Dich recht gern zu haben."

„Reinhold — Du? — Aber —!"

„Ja, es ist viel Geld, nicht wahr? Und es kommt noch mehr, denn ich habe mein Glück beim Schopfe gefaßt, und was ich einmal gewonnen habe, auch gut angelegt. Und wo ich es gewonnen habe? Ganz einfach, in der Lotterie. Du sagtest doch, Du wüßtest recht gut, ich würde es nochmals versuchen, und ich habe es versucht, und zwar mit dem Erfolg, daß auf mein halbes Loos der Hauptgewinn gefallen ist."

## Fasttag.

(Aus dem Französischen frei nacherzählt von Marie Haase.)

1.

Fasttag war ein Spitzname, und zwar ein ungemein treffender. Lang wie der Tag vor Johanni und dürr wie eine herrenlose Katze, sah der arme Tropf mit seinem aschgrauen Teint, seinen hohlen Wangen und tiefliegenden Augen wie der personifizirte Hunger aus.

Er hatte sich wohl noch nie in seinem Leben so recht satt gegessen, und der Appetit seines fünfzehnjährigen Magens wurde durch das beständige Fasten nur noch verschärft.

Unser Fasttag war Küchenjunge und Laufbursche im „Goldenen Fasan". Welche Tantalusqual für einen leeren aMgen! Sein Herr, Meister Thibert, ein hartherziger, geiziger Mann, maß seinen Untergebenen gar magere, kärgliche Bissen zu, und so verließen ihn denn auch alle seine Diener, sowohl zweibeinige wie vierfüßige, gar bald, die Einen, um vortheilhaftere Dienste, die Anderen, um in eine bessere Welt einzugehen.

Nur Fasttag allein hielt treulich auf seinem Posten aus und konnte es in seinem dankbaren Herzen nimmer vergessen, daß Meister Thibert ihn einst von der Straße aufgelesen hatte, was ihm übrigens oft und hart genug vorgeworfen wurde. Nöthig wäre dies nun freilich nicht gewesen, denn der bescheidene Küchenjunge war edelsinnig und glaubte, weder durch die tausend Dienstleistungen, die er seinem Herrn erwies, noch durch die reichlichen Schläge, die ihm dieser verabfolgte, das tägliche spärliche Brot bezahlen zu können.

Melancholischen Blickes drehte er geduldig und ergeben tagein, tagaus den Bratspieß, an welchem getrüffelte Fasanen, gemästete Kapaunen oder gestopfte Enten sich spreizten. Ein ander Mal wieder half er dem Koch die saftigen, wohlschmeckenden Pastetchen bereiten, denen der „Goldene Fasan" seinen Ruf und die vornehme Kundschaft der Hofkavaliere verdankte.

2.

„Schnell, Lümmel, trödle nicht! trage diese Pastetchen, so flink und sorgfältig Du nur kannst, zum Herzog von Burgund, er bewirthet heute seinen Vetter Orleans, vielleicht erlangen wir auch dessen Kundschaft. Versäume Dich nicht unterwegs, denn der Oberkoch wünscht die Pateten zwei Stunden vor dem Diner!"

Meister Thibert stellte den kostbaren Korb dem Jungen eigenhändig auf den Kopf und folgte ihm mit den Blicken. War es doch das erste Mal, daß er ihm solche wichtige Mission vertraute, doch blieb ihm nichts anderes übrig, da die beiden anderen Burschen Tags zuvor das Haus verlassen hatten.

Der arme Knabe mußte gar sehr Acht geben, denn es war um die Faschingszeit, und alle Augenblicke bekam er Püffe von den Masken, die sich johlend und lachend in den Straßen drängten. Bald tanzte und heute eine Bande Sarazenen um einen Riesen, bald schwangen Indianerstämme die Fackeln, ganz uneingedenk der entsetzlichen und noch so neuen Katastrophe des Ballbrandes, welche drei jungen Edelleuten das Leben und dem unglücklichen König den letzten Vernunftschimmer gekostet. Dann kamen Zauberer, mit spitzen, hohen Mützen und sternbesäten Talaren, Jäger, Fischer, Gaukler, Narren aller Art. Auch weniger harmlose Gestalten zogen heran, die bewaffneten Parteigänger der Burgunder und Orleans, die sich jedoch glücklicherweise mit leeren Drohungen begnügten, da ihre Herren Friede geschlossen und auf die Vermittelung des Herzogs von Berry hin vor den Augen des Volkes gemeinsam kommunizirt und dann an derselben Tafel gespeist hatten.

Ganz Paris schwamm in Wonne, glaubte man doch endlich das Ende aller Zwistigkeiten gekommen.

Mühsam bahnte sich Fasttag seinen Weg durch die bunte Menge, und als er an der Brücke, die zu dem Palast des Herzogs führte, ankam, setzte er, um einen Moment auszuruhen, seinen Korb auf einen Stein. Sei es nun, daß der betäubende Lärm ihn verwirrte, war es Hunger, Ermüdung, oder wirkte all dieses zusammen, kurz es ergriff ihn plötzlich eine Art Erstarrung, seine Glieder versagten den Dienst, und er fiel ohnmächtig zu Boden.

3.

„Seht, seht, da hat Einer dem Bacchus zu stark gehuldigt!" rief eine lachende Stimme, und der Besitzer dieser Stimme versetzte dem armen Jungen einen Fußtritt.

„Der Schlummer übermannte ihn bei der Mahlzeit", meinte ein Anderer, den verlassenen Korb erblickend.

„Werfen wir ihn in's Wasser, da wird er wohl erwachen!" scherzte ein Dritter.

„Bitte, gnädiger Herr," nahm respektvoll jetzt Einer das Wort, „bitte, der Knabe schläft nicht, er ist ohnmächtig!"

„Ohnmächtig! Nun, Karl, so lasse ihn zur Ader, wenn Du eine Lanzette bei Dir hast, das ist ja ohnehin Dein Geschäft!"

Ein schallendes Gelächter begrüßte diesen Witz. Etwa ein Dutzend rother, gelber, schwarzer, grüner Teufel umstand den armen Knaben, doch Der, welcher Karl angeredet worden war, kniete neben ihn nieder.

„Je! Das ist ja unser kleiner Fasttag!"

„Fasttag? Na, das nenne ich einen passenden Namen!"

„Ja, wahrhaftig, Euer Gnaden, denn für ihn ist das ganze Jahr Fasttag; und wenn wir ihn hier vor uns auf der Erde ausgestreckt sehen, so ist dieses sicher ein Zeichen von Noth und Entkräftung."

„Zum Kuckuck! Er hat doch die feinsten Bissen da in dem Korbe, um sich zu sättigen!" rief ein rother Teufel, den Deckel des Pastetenkorbes lüftend.

„O, er ist unfähig, zu naschen!"

„Du kennst ihn also, Karl?"

„Jeder Student kennt ihn, Herr! Es ist der Küchenjunge, Bratenwender, Aschenpuster und Schmerzensreich des Meister Thibert, Wirths zum „Goldenen Fasan", dessen Wirthschaft in der Nachbarschaft der Universität liegt.

Der alte Filz, welcher so ausgezeichnete Küche führt, läßt diesen armen Tropf fast Hungers sterben und verbietet ihm dabei noch auf's Strengste, je etwas von Anderen anzunehmen, welchem Verbot der arme Junge so genau nachkommt, daß er bei jeder kleinen Gabe, die man ihm aus Mitleid bietet, „Ich habe keinen Hunger!" antwortet."

„Meister Thibert ist ein Halunke und Dein Fasttag ein Esel! Nun, er soll heute satt werden! Wecke ihn noch nicht; nehmt ihn, Jungens, tragt ihn in meine Wohnung!"

„Und den Korb?"

„Den auch!"

„Die Pasteten sind für den Herzog von Burgund bestimmt, sein Wappen ist darauf!"

„Desto besser!"

4.

Als Fasttag die Augen öffnete, glaubte er sich in einem Traum zu befinden.

Er lehnte in einem weichen Armstuhl vor einer reich gedeckten Tafel, die sich in einem lichtfunkelnden, prächtig geschmückten Saale befand.

Teufel in allen Farben waren um ihn beschäftigt, banden ihm die Serviette um, präsentirten ihm Wein, reichten ihm goldene Wasserkaraffen.

„Heilige Jungfrau! Ich bin todt!" dachte er.

Und da er dem Blicke eines grünen Teufels, der ihm gegenüber saß, begegnete, so bekreuzte er sich andachtsvoll, um die bösen Geister zu verjagen; doch der Teufel rührte sich nicht, auch mischte sich weder Schwefel- noch sonstiger Höllengeruch in den Duft der herrlichen Speisen, die vor ihm standen.

„Iß!" befahl der grüne Teufel.

„Ich habe keinen Hunger!" stammelte Fasttag pflichtschuldigst, obgleich seine Miene ihn Lügen strafte.

„Iß!" wiederholte sein höllischer Wirth gebieterisch.

Was thun? Der arme Tropf war in größter Verlegenheit. Dem Herrn Satan Trotz bieten, war gefährlich, ihm gehorchen, war es nicht minder, fürchtete er doch nicht nur den Zorn Meister Thiberts, sondern auch den Verlust seiner eigenen armen Seele.

Die Versuchung aber war groß. Die Speisen hauchten verführerischen Duft aus, die Weine leuchteten gleich flüssigem Rubin in krystallenem Pokal. Der Böse blieb bei seinem Befehl.

Hol's der Fuchs! Und Fasttag nahm muthig den ersten Gang in Angriff.

Die Schüsseln drängten eine die andere, die Weine flossen, Vorschneider und Mundschenk thaten ihre Pflicht, und Fasttag aß und trank wie noch nie in seinem Leben; solcher Schmaus war ihm niemals vor den Schnabel gekommen.

Endlich konnte er nicht mehr.

„Ah! Nun habe ich doch einmal meinen Hunger gestillt!"

„Bist Du satt?"

„Vollkommen, Herr Teufel, oder Euer Gnaden, oder wer Ihr sonst seid! Ich werde weder Euch noch Eure Mahlzeit jemals vergessen!"

„Also einen letzten Becher auf mein Wohl!"

„Auf Euer Wohl!"

Er leerte den Becher bis auf den Grund.

Bald jedoch wurde sein Kopf schwer, seine Lider schlossen sich, und schlafend sank er in den Sessel zurück.

5.

Fasttag erwachte, rieb sich die Augen und sah um sich. Er war allein auf der Brücke, und neben ihm stand sein Korb.

Die Nacht war angebrochen, die goldenen Sterne funkelten am Himmelszelt und spiegelten sich schimmernd im tiefblauen Wasser.

„Wie fest ich geschlafen habe! Und wie geträumt! Wie herrlich geträumt! O, könnte ich doch oft so träumen, mein Magen ist voll und warm!"

Jedoch fiel ihm ein, daß es spät sei, daß er lange geschlafen haben müsse. Er zitterte, die Zeit versäumt zu haben, und ohne eine Minute zu verlieren, eilte er nach dem herzoglichen Palast.

„Endlich kommst Du!" empfing ihn grollend der Oberkoch. „Schnell, die Tafel ist längst gedeckt, und die Gäste harren!"

Er ordnete die Pastetchen zierlich auf einer silbernen Platte und trug sie, von einem Diener gemeldet, eigenhändig in den Speisesaal.

Fasttag wollte soeben seinen leeren Korb nehmen und davon gehen, als plötzlich der Gastgeber in die Küche gestürzt kam, den Knaben beim Ohr nahm und schrie:

„Schuft! Dieb! Was hast Du mit meiner Pastete gemacht?"

„Mit welcher Pastete?"

„Mit meiner, welche die herzogliche Krone trug, und die Du gegessen hast! Taugenichts! Tagedieb, Schuft! Schurke!"

Und die Schläge hagelten nur so auf das arme Kind, das sich nicht zu vertheidigen wagte, denn ein schreckliches Licht war ihm aufgegangen — er stand vor dem Herzog Johann von Burgund selbst, und bebend fiel er dem Prinzen zu Füßen.

„Hast Du die Pastete gegessen?"

„Ja, Euer Gnaden, aber ich schwöre, es geschah im Traum!"

Schluchzend versuchte er seine Erlebnisse zu erzählen. Johann von Burgund jedoch gehörte keineswegs zu den sanften, leutseligen Fürsten, sondern zur Sorte der schwarzen Douglasse, die erst hängen und dann richten; und so unterbrach er denn auch den unglücklichen Küchenjungen rauh und hart:

„Willst Du Dich vielleicht noch über mich lustig machen, Kerl? Heda! Nehmt den Lumpen und hängt ihn an den höchsten Galgen, ich will ihn träumen lehren!"

„Gnädiger Herr, hören Sie mich, ich beschwöre Sie!"

Fasttag rang die Hände und erhob bittend den Blick; da entfuhr ihm ein Schrei, sein Auge war auf den grünen Teufel gefallen, der neben dem Herzog stand.

„Das ist er!" rief er. „Ich erkenne ihn, er befahl mir, zu essen!"

Der Teufel demaskirte sich und sprach zu Herzog Johann:

„Lieber Vetter, begnadige diesen Jungen, ich bin der Schuldige!"

„Dir zu Liebe herzlich gern, mein Vetter, ich bin froh, Dir einen Beweis unserer neu geschlossenen Freundschaft geben zu können!"

Der grüne Teufel war aber kein Geringerer als Ludwig von Orleans, des Königs liebenswürdiger Bruder, ein heiterer junger Prinz, wie die Chronik berichtet.

Um nun den armen Burschen für den ausgestandenen Schreck zu entschädigen, bat er Meister Thibert, ihm denselben abzutreten, was dieser denn, wenn auch höchst ungern, that; sind die Bitten eines Prinzen doch Befehle!

Fasttag verließ seinen neuen Herrn nie mehr.

Ein Jahr nach jener berühmten Versöhnung wurde Ludwig von Orleans auf derselben Straße, neben demselben Palast verrätherisch ermordet (am 23. November 1407.)

Von all seinen Dienern hielt nur sein jüngster Knappe bei ihm Sand und vertheidigte ihn, bis er selbst, von einem Schwert durchbohrt, mit dem Rufe „Mein guter Herr!" über dessen Leiche fiel.

Dieser treue Knappe war Fasttag.

Er hatte ein gutes Abendessen mit seinem Leben bezahlt.

## Ein gefiedeter Fleischer.

Zu den interessantesten Vögeln, die im Norden unseres Landes während der Winterszeit zu finden sind, gehört, wenigstens für den näheren Beobachter, der Würger, bei uns meistens „Shrike" oder „Butcher Bird" genannt. Sein eigentliches Heim sind arktische Regionen, aber vom November bis anfangs April hält er sich weiter südlich auf. Meistens ist er dann auf dem Wipfel irgend eines Baumes in freiem Felde zu sehen, scheinbar ganz unthätig, in Wirklichkeit aber mit der größten Spannung irgend ein kleines Geschöpf beobachtend, das ihm zur Mahlzeit dienen kann. Er ist hauptsächlich von grauer und schwarzer Farbe, mit einigem Weiß an den Federspitzen, und hat etwa die Größe einer Rothdrossel; sein gekrümmter, habichtsmäßiger Schnabel aber verleiht ihm ein etwas unheimliches Aussehen.

Von Zeit zu Zeit mag er das Geschrei eines Sperlings oder sonst eines kleinen Vogels nachahmen, — plötzlich schießt er auf irgend ein kleines Opfer hinab, tödtet es ganz oder halb mit seinem Schnabel, verspeist es aber selten sogleich, sondern spießt es gewöhnlich an einem großen scharfen Dorn oder an einem Drahtzaun-Stachel u. s. w. ganz fleischermäßig auf. Daher sein Name „Butcher Bird". Manche nennen ihn auch „Neuntödter", weil die Sage geht, daß er 9 Opfer aufspieße, resp. aufhänge, bis er eines verzehrt. Wahrscheinlich aber fängt er stets so viele, wie er zu einer gegebenen Zeit kriegen kann, und hängt Alles auf, was er nicht sofort braucht. Diese Vorräthe mögen ihm sehr zustatten kommen, denn oftmals erlegt er tagelang nichts.

Das ist aber nicht der einzige Grund für diese bemerkenswerthe Gewohnheit. Man hat auch bemerkt, daß dieser Vogel in der Gefangenschaft, wenn er ein Stückchen Fleisch erhielt, nicht ruhte, bis er es an irgend einem spitzigen Gegenstande, z. B. einem Nagel oder den Zinken einer Gabel, aufhängen konnte! Die Füße dieses Vogels sind nämlich verhältnißmäßig schwach und er braucht meistens irgend einen Haltepunkt für seine Nahrung, ehe er dieselbe mit seinem Schnabel zerreißt. Außer kleinen Vögeln, werden hauptsächlich Insetten und auch kleine Säugethiere, wie Mäuse, seine Beute. Man thut ihm ganz Unrecht, wenn man das Aufspießen mit einem besonders grausamen Hang seines Charakters in Verbindung bringt, da manche seiner Opfer noch nicht ganz todt sind, wenn er sie aufhängt; er behandelt ein Stückchen rohes Rindfleisch allemal ebenso, wie gefangene Thiere. Mitunter vergißt er im Freien auch seine aufgehängten Vorräthe völlig und man kann dieselben noch monatelang nachher zufällig irgendwo auf dem Felde aufgehakt finden, wenn nicht schon anderes Gethier sie erreicht hat.

## Im Rachen des Walfisches.

Während des Jahres 1842 kreuzte der Walfischfänger „Vie du Havre" unfern der Insel Na-Mawi in der Südsee, da gewahrte einer von den Harpunieren einen Wal. Sofort ließ der Kapitän vier Schaluppen bemannen, und das Ungeheuer wurde glücklich erreicht, ehe es niedertauchte. Dem Harpunier, welcher die Beute zuerst gesehen, stand das Recht zu, den Walfisch zu harpunieren, und er warf die Harpune mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie dem Fisch tief im Rücken sitzen blieb. Der Schmerz versetzte das Ungethüm in eine solche Wuth, daß es wild mit dem Schwanze um sich schlug und gerade die Schaluppe zertrümmerte, in welcher sein Gegner sich befand. Im Todeskampf riß das Thier den Rachen auf und erschnappte den Harpunier am Bein. Zum Glück ging es mit dem Riesenfische aber rasch zu Ende. Aus dem Rachen desselben befreit, wurde der Mann an Bord gebracht, wo ihm der Wundarzt das Bein über dem Knie abnehmen mußte.

Als die Amputation, welche der Harpunier mit stoischer Ruhe ertrug, vorüber war, sagte der Kapitän zum Patienten: „Nun, Pierre, was dachtest du denn, als der Walfisch dich im Rachen hatte?"

„Auf Ehre, Kapitän," brummte der Harpunier, „ich dachte, daß er wenigstens 60 Faß Thran geben müßte!"